



UNIVERSITÄTS-  
BIBLIOTHEK  
PADERBORN

Von M. Einsiedeln nach „St. Barbara“.

---



Hier hatten sich vor 18 Jahren die ersten Trappisten niedergelassen. In einer Schlucht, unter freiem Himmel, hatte P. Giazinth † die erste hl. Messe dort gelesen; er und seine drei Brüder, die abwechselnd an schweren Fieberanfällen litten, mühten sich fast über ihre Kräfte ab, die Fundamente zu einer Missionsstation zu legen, doch schon nach acht Tagen wurde ihr Werk jählings unterbrochen. Die Eingebornen im ganzen Land standen gegen die Engländer auf; die Weißen, somit auch unsere Brüder, mußten sich eiligst flüchten, und somit blieb die Neugründung Triashill volle 12 Jahre hindurch unbelegt. Erst im Jahre 1908 wurde von Monte-Cassino aus das Missionswerk wieder aufgenommen, und hat seitdem einen hocherfreulichen Aufschwung genommen, so daß Triashill zu den hoffnungsreichsten aller unserer Missionsstationen zählt.

Unser heutiger Besuch in Bethlehem galt einer alten Frau. Beim Eintritt in ihre arme Hütte begrüßte uns die Kranke mit den Worten: „Gelobt sei Jesus Christus“, — „in Ewigkeit. Amen“, antworteten wir beide. Der Priester besprengte die Frau und die ganze Familie mit Weihwasser und gab ihnen den heiligen Segen, den alle kniend empfingen. Die Hütte war auffallend rein und proper gehalten, doch herrschte überall die bitterste Armut, denn die Mutter war schon längere Zeit krank und vollständig arbeitsunfähig. Das kleinste Kind, das erst ein Jahr alt ist, saß jämmerlich gekleidet neben der Mutter und machte ein gar betrübt Gesichtchen; ein sechsjähriges Bübchen lief mit einem zerrissenen Hemdchen herum, und die Mutter klagte, daß sie und ihre Kinder nichts zu essen hätten. Vater Superior versprach, durch die Schwester etwas Essen schicken zu wollen, tröstete die Kleinen und mußte alle neu aufzurichten. Der Hausherr bot uns zwei Klößchen zum Essen an und reichte mir einen gerösteten Maiskolben als Imbiß, den ich aber meiner schlechten Zähne wegen dankend ablehnen mußte. Als Ersatz gab es dann eine Prise Tabak, kräftig und scharf, wie man ihn nur hier in Südafrika findet. Solch' edle Gabe durfte ich nicht ausschlagen, sonst wäre es um unsere Freundschaft geschehen gewesen.

Hierauf nahmen wir wieder Abschied von den guten Leuten. Ihre Armut tut uns weh. Es ist doch wirklich ein rechtes Hungerland hier in Rhodesia; der Boden ist an sich steinig und arm, und der Regen kommt das eine Jahr zu früh, das andere zu spät und bleibt ein drittesmal ganz aus. Dieses Jahr hatten wir sehr viel Regen, allein er kam um viele Wochen zu spät. Man sieht Maisfelder, deren Stengel kaum einen Meter hoch sind, viele Stellen sind kahl und leer, oder weisen Stengelchen auf, die kaum fingerdick sind. Wie kann man da auf eine halbwegs ergiebige Ernte hoffen?

Es war schon ziemlich spät, als wir uns wieder der Missionsstation näherten. Da kam uns auf halbem Weg der schwarze Bürgermeister entgegen und ersuchte den Vater Missionär, sein Kind zu taufen; es sei krank, und er habe schon lange auf uns gewartet. Ich ging mit und sagte zu Vater Superior, als die hl. Handlung vorüber war: „Mein Vater, heute haben Sie wieder einen neuen Himmelsbürger gewonnen! Dem Himmel Seelen zu gewinnen, bleibt doch unser schönstes und verdienstlichstes Werk hienieden.“

Als wir endlich heim kamen, beteten die Schulkinder gerade den heiligen Rosenkranz für unsere Wohltäter. Ich hatte zwar in gleicher Meinung schon mein Rosenkränzlein gebetet, schloß mich aber dennoch mit Freuden

dem Gebet der Kinder an; so gab es an diesem schönen Muttergottesfeste der Rosenkränze zwei.

Segne uns, o Jungfrau rein,  
Mit dem milden Kinde dein! Amen.

## Von M. Einsiedeln nach „St. Barbara“.

Von Schw. M. Monika, C. P. S.

Mitten im schönen Maimonat traf mich vom Mutterhaus Mariannahill her die Aufforderung, so schnell wie möglich die Reise nach „St. Barbara“ in Rhodesia anzutreten. Das ist ein weiter Weg, denn „St. Barbara“ ist gegen 1500 Kilometer von Mariannahill entfernt, doch konnte ich ihn größtenteils zur See zurücklegen.

Im lieben M. Einsiedeln, das mir durch vielfährigen Aufenthalt zur zweiten Heimat geworden, waren eben die Katechumenen versammelt, um sich durch religiöse Übungen auf den Empfang der hl. Taufe vorzubereiten. Am kommenden Samstag sollte die schöne Feier stattfinden, doch bis dahin durfte ich meine Abreise nicht aufschieben. Ich hätte nur allzugerne Abschied von den guten Schwarzen genommen, denn es sind gar innige Bande, die uns mit denselben verbinden; doch um ihre Sammlung und die stille Einker ins eigene Ich nicht zu stören, mußte ich auch darauf verzichten. So reiste ich in aller Stille nach Mariannahill ab.

Möchte hier bemerken, daß unsere Einsiedler-Mission in den letzten Jahren einen recht erfreulichen Aufschwung genommen hat. Alles grünt und blüht, und berechtigt den seeleneifrigen Vater Missionär zu den schönsten Hoffnungen. Einen ganz besonderen Andrang zur katholischen Kirche zeigen die vielen ringsum wohnenden Protestanten. Ich schreibe dies unserer Patronin, der lieben Muttergottes von Einsiedeln zu, und wünsche nur, daß unser afrikanisches Einsiedeln dem europäischen mehr und mehr ähnlich werde. In materieller Beziehung gibt es allerdings kaum etwas Armseligeres als unser kleines Einsiedeln mit seinen baufälligen Lehmhütten, um so erfreulicher ist dagegen der erwähnte geistige Aufschwung. Wenn nur mehr Priester und Katecheten hier wären! Ein einziger Mann ist beim besten Willen all der vielen Arbeit bei weitem nicht gewachsen. Auch eine größere Kirche ist wirklich ein dringendes Bedürfnis. Will niemand ein Scherflein dazu beitragen? Ich dachte, die liebe Muttergottes von Einsiedeln würde es reichlich vergelten, und auch unsere braven Schwarzen würden fleißig für ihre Wohltäter beten.

Die nötigen Vorbereitungen in Mariannahill waren schnell getroffen. Die ehrw. Mutter Vikarin, die zum erstenmale ihre geistlichen Töchter in Rhodesia besuchen wollte, sollte mich begleiten. Da konnte es also nicht mehr fehlen. Dienstag Nachmittag fuhren wir nach der Hafenstadt Durban, Mittwoch früh ging das Schiff in See. So sah ich nach 15 Jahren das Meer wieder, das ich auf meiner Afrikareise so lieb gewonnen hatte. Das Schiff war deutsch, trug eine schwere Fracht, hatte aber nur wenig Passagiere. Der Kapitän, ein echter Bane, war recht besorgt um uns. Der gute Mann konnte jedoch gar nicht begreifen, wie man im Kloster glücklich sein könne. Wir Ordensleute fragen uns umgekehrt, wie es denn möglich sei, daß eines draußen in der falschen Welt den wahren Frieden finde.

Die See war ruhig. Bis Delagoa Bah oder Lorenzo Marquez verspürte man fast gar nichts von Wind und Wellen. Dann aber wurde das Meer unruhig, und auch mein Magen fing bald eine Rebellion an. Treue



Seelen in Mariannahill hatten mir gewünscht, ich möchte auf dem Meere alle „Bosheit“ ausbrechen. Das hab' ich auch redlich getan, aber nur einen Tag. Am Samstag war alles wieder ruhig, ich und das Meer. Die Mutter Vikarin aber hat sich von dem bißchen Sturm gar nicht anfechten lassen. Sie ist auf ihren vielen Fahrten schon längst seefest geworden, hat Schiffbruch, Sturm und Wetter, Schiffbrand, und weiß Gott was alles schon durchgemacht und ist daher an alles gewöhnt.

Am Sonntag früh lag unser Schiff vor Vera. Eine Schwester vom Orden der weißen Franziskanerinnen kam mit einem Boote zu uns heraus, denn das Schiff hatte draußen in der Rhede Anker geworfen. Sie nahm uns mit ans Land, besorgte auch alle unsere Sachen und führte uns ins Zollamt und dann zu sich ins Kloster, wo uns die guten Schwestern alle nur erdenkliche Gastfreundschaft erwiesen. Und so tun sie allen, die hier durchkommen. Wie viel Gotteslohn verdienen sie nur an unserer eigenen Missionsgenossenschaft! Der Herr möge ihnen denselben getreulich auszahlen! —

Am Montag Nachmittag fuhren wir mit der Bahn ins Innere. Anfangs gab's noch Palmen und anderes schmuckes Grün, dann kam eine endlose Wildnis mit einigen wenigen Haltestellen dazwischen. Der freundliche Kondukteur hatte uns ein eigenes Koupee angewiesen; mit Anbruch der Nacht machten wir uns bequem und richteten uns zum Schlafen ein, so gut es eben ging. Am nächsten Morgen sahen wir von unserm Zuge aus nichts als Steine, Steinberge und Steinschlösser. Je weiter wir kamen, desto steiniger wurde die Gegend. Ich dachte unwillkürlich an das Gedicht, in dem es heißt: „Viel Steine gab's und wenig Brot.“

Mittags 1 Uhr waren wir in Nujapi, wo uns ein Wagen von unserer Missionsstation Triashill erwartete. Zwei Esel zogen ihn mühsam durch den Sand. Die Straße war an sich ziemlich gut; doch auch hier gab es Steine über Steine. In der Ferne glaubten wir zuweilen eine Stadt zu sehen, doch als wir näher kamen, war es ein Steinhügel. Nur selten sahen wir auf der 9 Stunden langen Strecke eine menschliche Wohnung. Unser schwarzer Fuhrmann verstand zum Glück etwas Kaffrisch. Wir fragten ihn, wo denn hier die Leute seien. Er antwortete: „Sie sind da, es sind viele da“, doch das kam uns gerade so unbegreiflich vor, wie dem Herrn Kapitän das Glückseligkeit der Klosterleute. Wir konnten uns gar nicht denken, wovon denn die Leute in diesem Steinhaufen leben sollten.

Als es anfang, dunkel zu werden, lugte ich fleißig nach den Löwen aus, von denen ich soviel hatte erzählen hören, und dachte mir nebenbei auch einen Kriegsplan aus, wie ich den Feind empfangen würde. Neben mir lag eine Rolle im Wagen; die bekam er als erstes Wurfgeschloß an den Kopf und gab ihm schon etwas zu denken. In der Zwischenzeit wollte ich den Regenschirm anzünden; der hatte ein doppeltes Dach und gab gewiß ein mächtiges Feuer, das man ihm wie ein Rad gar bedrohlich um die Nase schwingen konnte! Dann, lieb Vaterland, magst ruhig sein! — Ueber diesen Plänen schlief ich ein und Löwe samt Rolle und Parapluie waren vergessen. Die Mutter wachte, der hl. Schutzengel gewiß auch, und der Löwe ließ sich aus Klugheitsgründen nicht sehen. —

Viertel vor elf Uhr in der Nacht kamen wir in Triashill an. Die guten Schwestern hatten noch auf uns gewartet. Zunächst ein kleiner Besuch beim lieben Heiland im Tabernakel, ein kleiner Imbiß, dann Ruhe.

Des andern Tags war Wittprozeßion; es war Vorabend von Christi Himmelfahrt. Darnach war die Trauung von sechs Brautpaaren. Da ging es arm her. Die Bräute waren gar schlicht und einfach, doch sauber gekleidet und hatten statt des Schleiers ein kleines Tüchlein auf dem Kopf. Ihr schönster und größter Schmuck war die Eingezogenheit und Frömmigkeit, die man ihnen vom Gesicht ablesen konnte. Von lärmenden Hochzeitsfeierlichkeiten wissen die guten Leuten nichts. Von der Mission bekommen sie an diesem Ehrentage etwas Besseres als gewöhnlich zu essen. Der Missionär ißt mit ihnen, und dann geht es dem neuen Heime zu.



Das Fegfeuer.

Nach der Trauung war eine heilige Messe. Wie staunte ich über die große Zahl der schwarzen Kommunikanten. So sei es, hörte ich, jeden Tag; besonders zahlreich aber kamen sie zur Herz-Jesu-Feyer jeden ersten Sonntag im Monat. Ich kann nicht sagen, wie mir das Herz aufjubelte, als ich dieses sah und hörte! Unsere geehrten Leser und Wohltäter mögen sich mit uns darüber freuen, denn die schöne hiesige Mission ist auch ihr Werk. „Ohne die Freigebigkeit und den Opferjinn unserer Wohltäter“, sagte jüngst unsere Schwester Oberin, „hätten wir längst von hier fortziehen müssen. Das arme Land, die hohe Fracht, Zölle usw. machen das Leben hier teuer“. Ich kann nur den Wunsch beifügen: Möchten uns doch unsere Freunde und Wohltäter treu bleiben. Jeder Pfennig, den sie für diese Mission opfern, bringt hundertfältige Frucht.

Große Freude herrschte in der ganzen Missions-



nation über die Ankunft der ehrw. Mutter Vikarin. Die Kinder hüpfen und sangen vor Freude und wollten kaum mehr vom Platze weichen. Schon solange hatten sie sich auf ihre Ankunft gefreut, und jetzt kam sie gar noch zur Jubiläumsfeier der beiden Brüder Cassian und Simon! —

Am Freitag ging Mutter Vikarin mit unserer Schwester Oberin nach „St. Barbara“, der bekannten Außenstation von Triashill, um sich das neue Schwesternklosterlein anzusehen. Sie fand alles recht gut. Bisher waren nur zeitweilig einige Schwestern dort gewesen; nun sollte ich mit Schwester Alfreda dauernd daselbst stationiert werden. Zunächst warteten wir noch die Jubiläumsfeier der genannten zwei Brüder ab, dann zogen wir Mittwoch, den 27. Mai, in aller Frühe hinüber. Einige Mädchen trugen unsere Päckchen, und als wir uns der Station näherten, kamen uns die Schulkinder von „St. Barbara“, muntere Lieder singend, entgegen. Auch viele erwachsene Christen waren da, und bei der hl. Messe gingen über hundert zur heiligen Kommunion.

Wie staunte ich über alles, was ich da sah? Bekanntlich hat Bruder Slavian mit den schwarzen Jungen alle Gebäude aufgeführt, Schule gehalten und mehrere Jahre hindurch als Katechet die Mission fast allein besorgt, bis endlich der Hochw. P. Ignatius von Triashill dauernd hieher kam. Auch dieser hat Arbeit in Hülle und Fülle, weil noch mehrere Außenstationen zu „St. Barbara“ gehören. An Sonntagen ist die Kirche voll von schwarzen Christen und Kommunikanten; jeden zweiten Sonntag wird die heilige Messe auf einer der größeren Außenstationen gelesen, wir selbst gehen dann zum Gottesdienst nach Triashill.

Voll Freude und heiliger Begeisterung fingen wir unsere Tätigkeit an. Schwester Alfreda, die schon früher viel in „St. Barbara“ ausgeholfen hatte, ererziert und drillt die Knaben und Mädchen, um sie zu guten Staats- und Himmelsbürgern zu erziehen, während ich selbst als Küchenmeisterin darauf sehen muß, daß sie hübsch bei Kräften bleibt und all das fertigbringt. Da steht man wieder einmal, wie notwendig im Kloster die Küche ist; ich möchte fast sagen, sie kommt bei der Frage der Erhaltung der Welt bald nach unserem lieben Herrgott, denn ohne sie müßte alles zugrunde gehen.

Es gefällt uns recht gut im neuen Heim, nur Eines tut uns weh: wir haben keine Weihnachtsgaben für unsere armen schwarzen Schulkinder. Weihnachten ohne ein Christgeheim, wie weh tut das! Ich habe noch nie in meinem Leben gebettelt und tue es auch heute nur sehr ungern, denn ich befürchte, es möchte sich mancher, der noch ärmer lebt, als wir, diesen schwarzen Kindern zuliebe einen Abbruch tun. Aber es gibt auch besser situierte Leute, die zugleich ein Herz für die Armen haben. An sie möchte ich mich in erster Linie wenden. Unsere schwarzen Kinder sind genügsam; mit wenigem kann man ihnen eine große Freude machen. Sehr willkommen sind uns immer Stoffe und Stoffreste, neue Kleidchen (alte kommen uns durch den Transport und den Zoll so teuer zu stehen, daß sich ihre Sendung nicht lohnt), Faden, Schul- und Spielsachen. Auch für Rosenkränze sind wir recht dankbar. Wir haben jüngst selber einige gemacht, doch fehlen uns dazu die Kreuzchen. Wer will uns helfen und den armen schwarzen Kindern eine rechte Weihnachtsfreude bereiten? Das liebe Christkind wird alles überreich vergelten!

## Ein Besuch in „St. Ludger“.

Von Schw. M. Rudolphina, C. P. S.

Monte-Cassino. — „St. Ludger“ ist bekanntlich eine unserer Außenstationen und liegt in einem ausschließlich den Schwarzen reservierten Distrikt. Sie ist sieben Wegstunden von der Hauptstation Monte-Cassino entfernt; der Weg ist ziemlich gut und führt einsam zwischen den Bergen dahin, deren mächtige Felswände vielfach wie alte Burgruinen herunterblicken. Auch sind vier Wasserläufe zu passieren; von einer Brücke natürlich nirgends eine Rede. Zuweilen wird die Stille der Einöde durch ein aufgeschrecktes Wild unterbrochen, das sehr zahlreich und in den mannigfachsten Arten vertreten ist. Auch Löwen gibt es hier, doch werden sie mit der europäischen Einwanderung immer seltener. Häufiger ist der Leopard; er macht oft die Wege unsicher und läßt sich auch zuweilen in der Nähe unserer Missionschule hören. Daß ihm ein Menschenleben zum Opfer fiel, habe ich noch nicht gehört, nur raubt er häufig Ziegen, Kinder usw. Nicht minder gefährlich sind die Krokodile, die am Flußufer, im hohen Schilf versteckt, auf ihre Beute lauern. Gerade der letzte Fluß auf dem Wege nach „St. Ludger“ soll ein wahres Krokodilneß sein. Die größten Spitzhüben aber sind die Affen. Sie sind überall daheim und stehlen, was sie nur erwischen können. Oft sieht man sie auf dem Feld ihrem unsauberen Handwerk nachgehen; zuweilen sitzt einer auch droben auf einer steilen Felswand und glockt herunter, als ob er trotzig fragen wollte: „Was hast denn du hier zu schaffen?“

Unsere Schule, nach europäischer Art im Bieder erbaut, ist ein armes Lehnhäuschen mit vier kleinen Fensteröffnungen. Die Fenster sucht man vergebens. Im Innern gibt's weder Tisch noch Bank; den einzigen Schmuck bietet neben ein paar Bildchen ein Feldtisch, der, so oft ein Priester hieher kommt, als Altar dienen muß. Der Hauptschmuck einer Schule jedoch ist da, nämlich brave, fleißige Schulkinder.

Bei unserm letzten Besuch in „St. Ludger“ luden uns die Kinder ein, mit in die nahe Schlucht hinunterzugehen. „Was gibt's denn dort?“ fragten wir verwundert. Die Antwort war: „Kommt und seht!“ — Neugierig schlossen wir uns ihnen an, und was fanden wir? Männer, Burschen, Weiber, Mädchen und Kinder, alle fleißig am Ziegelmachen. Etwa 7000 Ziegel hatten sie schon fertig; sie wollten es aber noch auf 20 000 bringen. „Wir machen Ziegel“, sagten sie, „holen aus dem Walde Bäume fürs Dach und schneiden Stroh, aber woher sollen wir Fenster und Türen nehmen? Da müßt Ihr helfen. Bauen können wir auch nicht, wir hoffen aber, der Pater Missionar werde uns einen Bruder schicken, der uns hilft. Wir wollen eine große, schöne Schule haben, die man zugleich als Kirche benutzen kann; Ihr aber müßt uns dabei helfen!“

Natürlich wollen wir den guten Leuten helfen, die einen so rührenden Eifer an den Tag legen, obgleich sie der Mehrzahl nach erst zu den Katechumenen zählen, also noch nicht getauft sind. Am liebsten würden wir ihnen auch importiertes Holz für den Dachstuhl geben, denn das hiesige taugt nicht viel, ist im Gegenteil schon nach drei bis vier Jahren ganz vom Wurm zerfressen. Leider ist hier wegen der Fracht das ausländische Holz sehr teuer. Fensterrahmen könnten wir noch eher liefern, obgleich auch hier ein Fenster mit sechs kleinen Scheiben auf 10 bis 12 M zu stehen kommt. Die neue Schule soll 8 Fenster bekommen, dann wären es aber schon